

TOURIST

Julien Blanc-Gras

**WIE ICH MIT BUDDHAS MUTTER
ZU ABEND ASS, IN MOSAMBIK
FRÖSCHE FING UND RADARFALLEN
IM BUSCH ENTKAM**



Übersetzt von Annika Loose

mare

mare

Julien Blanc-Gras

'TOURIST'

**Wie ich mit Buddhas Mutter zu Abend aß,
in Mosambik Frösche fing
und Radarfallen im Busch entkam**

Aus dem Französischen
von Annika Loose

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

**INSTITUT
FRANÇAIS**
DEUTSCHLAND

Dieses Buch erscheint mit Unterstützung
des Institut français Deutschland.

Die Arbeit der Übersetzerin wurde durch den
Deutschen Übersetzerfonds und die Stadt Wien gefördert.

Die französische Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel *Touriste* bei Au diable vauvert, Vauvert.

© Julien Blanc-Gras, Au diable vauvert, 2011.

1. Auflage 2015

© 2015 by mareverlag, Hamburg

Lektorat Kirsten Gleinig

Typografie Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg

Schrift Quadraat Pro

Druck und Bindung CPI Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-86648-219-7



www.mare.de

Für Eratosthenes

Inhalt

- Präambel, in der der Ursprung der Geografie-Besessenheit
des Erzählers zum Vorschein kommt 9
- Englische Episode, in der man die Bedeutung der Reise-
freiheit erfasst 14
- Kolumbianische Episode, in der man sich fragt, ob man
Angst haben muss 30
- Indisch-nepalesische Episode, in der man bei Buddhas
Mutter zu Abend isst 46
- Club-Zwischenspiel, mit Raskolnikoff auf Djerba 70
- Marokkanische Episode, in der man die Wahrheit über
die Wüste erfährt 75
- Polynesische Episode, in der offiziell das Ende der Welt
erreicht wird 85
- Mini-Zwischenspiel, in dem eine Liste der lächerlichen
Länder aufgestellt wird 99
- Brasilianische Episode, in der man Arme aus der Nähe
sieht 101
- Business-Zwischenspiel, in dem die Klasse gewechselt
wird 110

Chinesische Episode, in der das Karaoke-Konzept revolutioniert wird 114

Party-Zwischenspiel, in dem sich das Universum krümmt 138

Guatemaltekkische Episode, in der endlich eine Sexszene vorkommt 142

Flughafen-Zwischenspiel, in dem man die Schweizer hasst 151

Nahöstliche Episode, in der der israelisch-palästinensische Konflikt nicht gelöst wird 160

Madagassische Episode, in der man Menschen untergehen sieht 183

Pariser Zwischenspiel, in dem man im normalen Leben landet 209

Mosambikanische Episode, in der man mit der Landschaft verschmilzt 212

Präambel,

in der der Ursprung der Geografie-Besessenheit
des Erzählers zum Vorschein kommt

Auf unserem Planeten gibt es sieben Milliarden Menschen, die alle irgendwo leben. Sie bevölkern Kontinente, Länder und Städte, die ein Großteil von ihnen allerdings nicht mal mit dem Finger auf einer Weltkarte zeigen kann – mangels einer Weltkarte.

Ich bin ein Siebenmilliardstel der Menschheit, und ich weiß nicht immer, wo ich lebe. Aber selbst wenn ich rein quantitativ zu vernachlässigen bin, so hat die Frage nach meinem Platz in dieser Welt doch ihre Berechtigung. Ich bin in einem gemäßigten Klima aufgewachsen, wo der Zugang zu proteinhaltiger Nahrung so unproblematisch ist, dass Zeit bleibt für nebensächliche Beschäftigungen wie Hobbys oder existenzielle Unsicherheiten. Die Bewohner der westlichen Welt verfügen über ein gewisses Spektrum an Möglichkeiten in Bezug auf ihre geistigen Vorlieben und ihre Lebensgestaltung. Man kann sich ohne Weiteres der Atomphysik, dem Fußball oder dem politischen Engagement verschreiben. Mein Interesse galt, solange ich denken kann, der Geografie. Jahrelang bin ich mit einem Globus schlafen gegangen. Zugegeben, das mag seltsam klingen, denn normalerweise schlafen Kinder eher mit einem Kuscheltier ein. Ich hatte mich stattdessen für einen aufblasbaren, durchsichtigen Ball entschieden, der mit einer Weltkarte bedruckt war. Ein fantastisches Spielzeug, das ich in einem Laden mit an-

sonsten sinnlosem Spielzeug aufgestöbert hatte. Ich schlüpfte in mein Bett, die Erde fest in den Armen, die Wange an Korea geschmiegt, Norwegen innig an die Brust gedrückt und Los Angeles unter den Fingerspitzen. Wenn ich morgens aufwachte, fiel mein Blick sofort auf die Welt.

Das erste Buch, das ich aufschlug, war ein Atlas. Als ich lesen lernte, konnte ich »Kamtschatka« und »Saskatchewan« entziffern, bevor ich überhaupt wusste, wie man »Gabel« buchstabiert. Für mein heranreifendes Gehirn bildeten Buchstaben, Linien und Farben ein schlüssiges Abbild der Welt. Diese Magie der Karten bescherte mir den ersten ästhetischen Schock. Noch heute bin ich überzeugt davon, dass die Mercator-Projektion trotz ihrer Schwachstellen größere Anmut entfaltet als die Mona Lisa.

Sobald ich die Möglichkeit dazu hatte, wollte ich mich vergewissern, dass das, was in den Atlanten stand, auch stimmte. Ich machte eine große, lange, eine echte Reise. Ließ mich als Weltenbummler in unbekannte Breiten treiben. Allein und völlig frei durchstreifte ich monatelang einen Kontinent. Nach jahrelanger platonischer Liebe entdeckte ich nun, dass die Geografie auch eine körperliche Seite hatte. Eine Leidenschaft, die immer weiter wuchs, denn sie änderte sich ständig, war voller Überraschungen und abseits des Gewohnten. So bekam ich Wind in die Segel und Grips in den Kopf. Nebenbei wurde mir klar, dass ein Fluss noch viel schöner war als sein Verlauf auf einer Karte. Vor allem aber füllte ich Worte, die ich in der Reiseliteratur gelesen hatte, mit Empfindungen.

Die Reise macht uns.

Der Weg ist das Ziel.

Das Absolute liegt woanders.

All das stimmte.

Ich reiste und suchte nach einem Sinn für mein Leben, und es funktionierte tatsächlich. Ich hatte einen Sinn für mein Leben gefunden: Ich würde reisen.

In den Wochen nach meiner Rückkehr fiel es mir schwer, mich wieder an das sesshafte Leben zu gewöhnen. Ich wollte ein Flugticket in die Ferne buchen, doch eine Kleinigkeit hielt mich davon ab: Ich war völlig abgebrannt. Eine schwere Zeit. Es kam vor, dass ich mich vor eine Weltkarte setzte und in Tränen ausbrach, weil ich niemals in Sambia gewesen war. Weil ich womöglich niemals nach Sambia kommen würde. Der Gedanke war mir unerträglich. Zu wissen, dass ich nicht sofort wieder aufbrechen konnte, bedrückte mich geradezu körperlich, lag wie ein schweres Gewicht auf meiner Brust. Freiheit ist eine harte Droge.

Das Schreiben lenkte mich ab, war mein Methadon in Gestalt eines Spiralhefts, in dem ich in groben Zügen meine Zukunftspläne skizzierte:

Es gibt ungefähr zweihundert souveräne Staaten. Wir leben etwa dreißigtausend Tage. Betrachtet man das Dasein aus mathematisch-geografischer Sicht, so müssten wir hundertfünfzig Tage in jedem Land verbringen. Fünf Monate hier, fünf Monate dort, und so weiter bis zum Ende.

Es liegt also auf der Hand: Ich muss in alle Länder der Welt reisen. Die Sesshaftigkeit wird mir keine Ruhe bringen. Irgendwie werde ich die Mittel schon auftreiben. Mir meine

Kilometer verdienen. Ich komme, meine kleine, globalisierte Welt.

Ich will, dass man meine Träume ernst nimmt, so verrückt sie auch erscheinen mögen. Über Wünsche lässt sich nicht streiten. Der eine will ein Star sein, der andere eine Yacht besitzen oder mit Zwillingsschwestern schlafen. Ich will bloß nach Lusaka reisen. Und nach Thimphu. Und Valparaíso. Manche wollen aus ihrem Leben ein Kunstwerk machen, ich aus meinem eine lange Reise.

Ich habe gar nicht vor, mich zum Entdecker zu erklären. Weder will ich schwindelerregende Gipfel erobern noch höllischen Wüstenlandschaften trotzen. Ich bin viel genügsamer. Tourist, das reicht mir.

Der Tourist geht neugierig und gelassen durchs Leben, und das auch noch im Sonnenschein. Er nimmt sich die Freiheit, unwichtig zu sein. Sich unproduktiven, aber bereichernden Dingen zu widmen. Die Welt ist sein Zuhause. Jede Stadt ein Sieg.

Der Tourist ruft Verachtung hervor, dessen bin ich mir sehr wohl bewusst. Es heißt, er sei ein Weichling, ein plumper Dilettant. Ein Klischee, das aus einem Schamgefühl sich selbst gegenüber entsteht, denn für irgendjemanden ist man immer Tourist. Trotzdem kann man den Tourismus als maßstabsgetreuen Erdkundeunterricht auffassen und die Geografie als Nährboden aller Geisteswissenschaften. Hinter der Karte ist der Mensch verborgen. Die Welt lässt sich nicht vom Sessel aus begreifen. Ich muss in ständiger Bewegung bleiben. Darf nicht trödeln, denn ganze Kulturen gehen in diesem Moment unter, in dem ich schreibe, und wieder andere tauchen am Ende dieses Satzes auf. Sie breiten

ihre Arme aus, ich muss nur zu ihnen gehen. Meinen Platz in der Welt werde ich mit jedem Schritt neu erfinden.

Englische Episode,

in der man die Bedeutung der Reisefreiheit erfasst

Ich erinnere mich nicht wirklich an das Bestehen meiner Führerscheinprüfung. Wie ich das Abi geschafft habe, ist in meinem Gedächtnis höchstens noch bruchstückhaft gespeichert.

Aber niemals werde ich meinen ersten Reisepass vergessen. Ein einfaches Heft im Taschenformat, ein Dokument zum Überqueren von Grenzen ohne Eltern und ohne Ausreisegenehmigung. Ein administrativer Geniestreich. Der Personalausweis kann da nicht mithalten. Er grenzt bloß die Person ein (Geschlecht: männlich, 1,78 m, besondere Kennzeichen: keine). Der Pass aber ist der Schlüssel zur ganzen Welt.

Ich war noch keine fünf Minuten volljährig, da reiste ich zum ersten Mal allein ins Ausland. Ich erinnere mich nicht mehr, warum, aber ich war so ausgelassen wie eine Trauergemeinde. Vielleicht hatte ich gerade begriffen, dass das Leben kein reines Zuckerschlecken war. Ich hatte beschlossen, für ein paar Wochen in London Zuflucht zu suchen, in der vagen Hoffnung, herauszufinden, wer ich war. Ein typisches Ansinnen in diesem Alter.

Tagelang lief ich durch die Straßen, durchstöberte die Plattenläden in Soho, betrachtete das Gewusel in Notting Hill oder die Flohmärkte in Camden. All das war überaus

interessant, ich probierte dies und das aus, doch es half mir nicht unbedingt dabei, herauszufinden, wer ich war. Eines Nachts, als ich in einem Pub im Zentrum Londons die Zeit totschlug, machte es klick. Auf die Theke gestützt, schrieb ich in dem jämmerlichen, postpubertären Versuch, Arthur Morrison zu werden, die Seiten eines Spiralhefts voll. Seit einer Woche hing ich hier ab, die Band spielte wieder *Walk of Life*, ich schrieb gerade Sonette und trank Kronenbourg, als jemand sein Glas Guinness über meine der Verzweiflung geschuldeten Verse kippte. Eine Erscheinung, weiblich, mit verführerischem Haar und offensichtlich hormongesteuert. Anmerkung für junge *poètes maudits*: Nachts in Bars zu schreiben, so erbärmlich das auch sein mag, lockt das weibliche Geschlecht an. Sie war alt, mindestens fünfundzwanzig Jahre. Sie trug ein raffiniertes schwarzes Kleid und arrogante Absätze und arbeitete in der Modebranche. Ihre Augen funkelten selbstsicher vom Alkohol. Schlagfertig und voller Geschichten. Zum Beispiel hatte sie mit dem Bassisten von Blur geschlafen. Sie übertrieb ein wenig.

»Ich bin so eine Art Amazone«, sagte sie.

Meine Gedanken schweiften in eine unpassende Richtung ab.

»Ja, der Amazonas. Ist dir klar, dass man selbst heute noch immer nicht ganz sicher weiß, welches der längste Fluss der Welt ist, der Amazonas oder der Nil? Die Geografen sind sich nicht einig, weil sie unterschiedliche Messmethoden haben.«

Eine innere Stimme befahl mir, die Klappe zu halten, doch es war stärker als ich: »Also, bei der Wassermenge liegt der Amazonas deutlich vorn. Das steht fest. Aber es ist trotz-

dem irre, sich vorzustellen, dass er gewaltiger ist als die fünf Flüsse auf den Plätzen dahinter zusammen.«

Sie brach in Lachen aus, trank ihr Glas leer und küsste mich. Eine Nebenwirkung der Geografie, mit der ich niemals gerechnet hätte. In der Morgendämmerung schliefen wir ein, in einem Zimmer mit Blick auf die Themse, während wir einen Song mit dem Titel *The Tourist* hörten. Im Nachhinein kann man das als Vorzeichen sehen.

Diese einfache Begebenheit versöhnte mich wieder mit der Schöpfung, Dire Straits eingeschlossen.

Ich wusste etwas genauer, wer ich war, jemand, der allein unbekanntes Terrain betreten kann, weit weg von seinen Wurzeln, und der sich in einem neuen Umfeld zurechtfindet. Fortan war ich England etwas schuldig.

Ich konnte London beschwingten Schrittes und leichten Herzens verlassen. Auf dem Bahnsteig von Waterloo Station bat mich ein junger Punk um eine Zigarette. Im Weggehen murmelte er undeutlich »Danke, Mister«. Zuerst fragte ich mich, wen er meinte, dann griff ich nach meinem Spiralheft und notierte: »Hiermit erkläre ich feierlich meinen Eintritt ins Erwachsenenalter.« Ich riss ein paar Seiten heraus und verbrannte die Alexandriner meiner Jugend, um auf Haikus umzusteigen.

Woanders ist es gut

Es ist sogar

Besser

Ich hatte also einen triftigen Grund, meine Touristenlaufbahn in Großbritannien zu beginnen. London wollte ich lie-

ber meiden. Ich kannte es bereits. Eine Weltmetropole, auf ihre Art genial, inzwischen ein Hotspot für Trader, mit unbezahlbaren Mieten. Mit dem Rest des Landes hatte London nicht mehr viel zu tun. Nein, ich wollte das echte England, das hässliche – Nordengland.

Im Osten von Leeds gibt es eine Gemeinde, von deren Existenz die meisten Menschen nichts ahnen. Einen Hafen, wo die Sonne nur eine vage Vorstellung ist, eine Proletarierstadt, wo Margaret Thatcher Satan und Tony Blair Judas ist. Ein fröhlicher Ort, der von der postindustriellen Krise vernichtet wurde und wo man Fremde daran erkennt, dass sie keine Tattoos haben und nicht an Leberzirrhose leiden. Liverpool ohne legendäre Rockbands, Manchester ohne Fußball. Über Hull macht sich ganz England lustig. Der Wikipedia-Artikel umfasst fünf Zeilen, ziemlich wenig für eine Stadt mit 250 000 Einwohnern. In dieser schillernden Metropole landete ich unter dem Vorwand, dass ein Kumpel mir sein radioaktives Sofa überließ – er war Student. Perfekt. Immerhin würde ich hier der einzige Tourist sein.

In Hull gibt es nichts zu *besichtigen*. Das Tourismusbüro schickt die Besucher zur Humber Bridge, die sich über den gleichnamigen Fluss spannt, und zum Jachthafen, der in eine Einkaufsgalerie umgewandelt wurde. Mitten aus diesem tristen Ozean ragt eine Insel hervor, die von Tausenden fremdartiger Wesen bewohnt wird, die kaum in die einheimische Bevölkerung integriert sind: die Universität. Der Campus ist so konzipiert, dass die Studenten sich in einer Art kosmopolitischer Autarkie bewegen können. Mittelschicht und Oberschicht aus aller Welt mischen sich hier, ohne Kontakt

mit den Einheimischen aufzunehmen, die man für gefährlich hält. Letztere, das stimmt, hegen zuweilen gewisse Resentiments gegenüber dem diplomierten Eindringling. Der typische Student döst in den Hörsälen vor sich hin, hängt auf den Wiesen ab, wenn das Wetter schön ist, bevor er in den Pub geht, wo er sich die paar Neuronen ruiniert, die er im Laufe des Tages erworben hat. Der Pub könnte also ein Ort der gesellschaftlichen Durchmischung sein. Doch man darf den Einfallsreichtum des universitären Städtebaus nicht außer Acht lassen, der einen Getränkeausschank direkt auf dem Campus eingeplant hat.

Ich wohnte bei meinem Kumpel Manu. Er kam aus der Picardie und arbeitete an seinem Doktor in Chemie, was ihn nicht davon abhielt, täglich sieben oder acht Joints zu rauchen. Er verließ das Haus in einem Poncho oder einer Dschellaba, Ranger Boots an den Füßen und Schweißbrille auf der Stirn. Völlig high kam er ins Labor, bereitete die Experimente vor, gönnte sich eine THC-Pause, während seine Reagenzgläser köchelten, und kam des Öfteren mit angesengten Dreadlocks nach Hause. Er war ein zuverlässiger Junge, der erfolgreich seinen Weg bestritt, um ein brillanter Forscher zu werden. Seine Studienleiter störten sich nicht an seiner exzentrischen Kleidung; sie fanden ihn fantasievoll.

Wenn er zu Hause losging, drehte Manu die Musik voll auf, damit er sechs Stunden später nach der Arbeit »an einen Ort voller Vibe zurückkam«. Er lebte in einem kleinen roten Backsteinhaus, das die Universität in der Cranbrook vermietete, einer Straße, die komplett aus kleinen roten Backsteinhäusern bestand, die die Universität vermietete. Er teilte sich

die Wohnung mit einer Engländerin, die er sich nicht ausgesucht hatte. Eleanor, ein nettes Mädchen, 1,90 m groß, mit langen braunen Haaren und Augen wie ein Maulwurf. Bestimmt studierte sie irgendwas, doch niemandem kam es in den Sinn, sie zu fragen, was. Der Ausdruck »unvoreilhaftes Erscheinungsbild« scheint wie für sie gemacht. Aufgrund ihrer extremen Hässlichkeit entwickelte sie soziophobe Neigungen, sodass sie ganz allein in ihrem Zimmer Gin trank und sofort anfang zu zittern, wenn irgendeine unbekannte Stimme zu hören war. Sie war achtzehn Jahre alt, und ihre einzige Freundin war die Marke Philips. Ihr idealer Abend: eine Pizzabestellung nach Hause, Mädchenzeitschriften und dummes Zeug im Fernsehen, das sie sich im Schneidersitz aus 50 cm Entfernung vom Bildschirm anschaute. Eines Abends überraschte ich sie dabei, wie sie den Fernseher streichelte, als eine Folge *Friends* lief. Sie redete mit ihm.

Meine Tage verbrachte ich damit, Flugblätter für das Stadttheater zu verteilen, um so ein paar Pfund zu verdienen und die Gegend zu erkunden. Ich war gern in den Läden, wo die Verkäuferinnen die Kunden mit einem lautstarken *Hi Love* begrüßten. Die berühmte, durch Fish and Chips genährte Warmherzigkeit der Leute aus dem Norden. Ich nutzte die Gelegenheit, um meinem Englisch den letzten Schliff zu geben, ein notwendiger Schritt zur Erlangung des Weltbürgerstatus. Dafür schlich ich mich manchmal in die Vorlesungen der Uni. Eine hielt ein junger, rundlicher Professor mit Hornbrille, der voller Leidenschaft über die Geschichte der Völkerwanderungen sprach. Ich war regelmäßig in diesem Hörsaal, denn die Vorlesung rechtfertigte mein Vorhaben.